

Theologische Beiträge 36 (2005) 278-280:

Annette Merz: *Die fiktive Selbstausslegung des Paulus*. Intertextuelle Studien zur Intention und Rezeption der Pastoralbriefe. NTOA 52. Göttingen: Vandenhoeck, 2004. 465 S. 69,-- Euro.

Annette Merz ist bisher vor allem als Mitverfasserin des Lehrbuchs *Der historische Jesus* (1996) in Erscheinung getreten. Ihre jetzt veröffentlichte Untersuchung über die Pastoralbriefe wurde von Gerd Theissen betreut, bereits im Wintersemester 2000/01 in Heidelberg als Dissertation angenommen und für den Druck nur geringfügig überarbeitet.

Im einleitenden Teil (1-71) wendet M. die Methoden der in der Literaturwissenschaft seit den 60er Jahren praktizierten Intertextualitätsforschung auf die Pastoralbriefe an. Jeder Text steht in zahllosen Beziehungen zu anderen Texten. Einige sind dem Verfasser bewußt, andere nicht. Der bewußte Hinweis auf den Bezugstext kann auf verschiedene Weise erfolgen, durch ausdrückliche Zitate oder implizite Anspielungen. Die Anspielungen auf den Bezugstext können unterschiedlich deutlich sein. Viele Texte verweisen gleichzeitig auf mehrere Referenztexte. So beziehe sich 2 Tim 4,17 (»ich wurde aus dem Rachen des Löwen errettet«) sowohl auf Davids Rettung vor seinen Feinden (Ps 21,22: »Rette mich aus dem Rachen des Löwen und von den Hörnern der Büffel«; 1 Sam 17,37) als auch auf die Rettung Daniels aus der Löwengrube (Dan 6,21 [Theod], 1 Makk 2,60) und Esters Gebet um göttlichen Beistand bei ihrem Erscheinen vor dem König (ZusEst 4,17). M. hat sich gründlich in dieses literaturwissenschaftliche Spezialgebiet eingearbeitet. Und sie bemüht sich ausdrücklich darum, bei der Beschreibung der verschiedenen Beziehungen, die zwischen Texten bestehen können, »unnötigen terminologischen Ballast zu vermeiden« (58). Daß sie dennoch hin und wieder in die hölzerne Sprache dieser Disziplin verfällt (z.B. 376), zeigt nur, wie schwer sich die meisten von uns damit tun, eine gut lesbare Wissenschaftsprosa zu schreiben.

Im ersten Hauptteil (72-194) weist M. überaus sorgfältig nach, daß schon Polykarp (bes. Polyc 4,1) und wahrscheinlich auch Ignatius (bes. IgnSm 9,1) die Pastoralbriefe kannte. Diese dürften folglich noch im 1. Jahrhundert entstanden sein. Der Tod des Paulus kommt für M. nicht als Datierungshilfe in Frage, da sie den pseudepigraphen Charakter der Briefe als absolut gesichertes Forschungsergebnis voraussetzt. Sie weist zwar darauf hin, daß sich in dieser Frage keineswegs ein internationaler Konsens herausgebildet hat, und nimmt erstaunt zur Kenntnis, daß Kommentatoren wie G.D. Fee (NIBC, 1988), G.W. Knight III (NIGTC, 1992) und L.T. Johnson (AnB 35A, 2001) die Pastoralbriefe für paulinisch halten, kann aber darauf hinweisen, daß die Mehrheitsverhältnisse im deutschen Sprachraum eindeutig sind (72). Sich auf Mehrheitsmeinungen zu berufen, ist nie ganz befriedigend. Aber natürlich muß jeder Exeget manchmal von anderen erzielte Forschungsergebnisse ohne Begründung als wahr annehmen und voraussetzen. Inakzeptabel ist jedoch M.s Vorwurf, evangelikale Neutestamentler wie E.E. Ellis oder S.E. Porter würden aus ihrer Überzeugung, pseudepigraphische Schriften könnten nicht kanonisch sein, ein »Denkverbot« ableiten und ihre Echtheitsurteile letztlich aus dogmatischen Gründen fällen (200). Denn zum einen liefert M. für ihre Behauptung keinerlei Belege. Und zweitens ist sie nachweislich unzutreffend (vgl. mein *Pseudepigraphie und literarische Fälschung*, 179-181). Natürlich darf sich auch M. als feministische Theologin jederzeit auf die Goldene Regel berufen.

Im zweiten und längsten Hauptteil (195-376) führt M. anhand zweier Textbeispiele eine intertextuelle Deutung der Pastoralbriefe vor. Zunächst stellt sie kurz und bündig klar (196-202), daß sie die Pastoralbriefe angesichts »einer erwiesenermaßen gegenläufigen antiken Mentalität und der sorgfältig ausgearbeiteten Fiktion« nicht für täuschungsfreie Pseudepigraphen, sondern für literarische Fälschungen hält. Ihr unbekannter Verfasser wollte von seinen Lesern für Paulus gehalten werden und hat seinerseits andere Pseudo-Paulinen wie den Epheser- und den Kolosserbrief als paulinisch angesehen (245). Er wäre folglich ein

betrogener Betrüger gewesen (vgl. 2 Tim 3,13: »sie verführen und werden verführt«). M. hat im Vorwort ihres Buches angekündigt, sich mit einigen Thesen bewußt von ihrem Doktorvater abzusetzen. Sie tut es u.a. hier, ohne allerdings ihren Lehrer ausdrücklich zu erwähnen, der bis in seine 2002 erschienene Kurzeinführung in *Das Neue Testament* die weit verbreitete These vertritt, die Verfasser der Pseudo-Paulinen hätten ihre Briefe »ohne Fälschungsbeußtsein« verfaßt. In dieser Frage wird M.s Position den antiken Quellen sicherlich besser gerecht.

In der Hauptsache geht es M. im zweiten Hauptteil ihres Briefes jedoch darum nachzuweisen, daß die Pastoralbriefe in der Auseinandersetzung mit anderen nachpaulinischen Interpreten des Paulus entstanden sind. Dabei hätten sie mißverständliche Aussagen der echten Paulusbrieve in ihrem Sinne uminterpretiert und verschafften ihren Interpretationen dadurch Autorität, daß sie diese nicht als Paulusexegese präsentierten, sondern Paulus selbst zugeschrieben. Wie dies geschah, zeigt M. kurz anhand der Aussagen zur Sklaverei (Tit 2,9-10; 1 Tim 6,1-5) und sehr ausführlich anhand der Ausführungen zur Lehrbefugnis der Frau (1 Tim 2,9-3,1). Die Pastoralbriefe haben M. zufolge das Schweigegebot und anderer Stellen aus dem 1. Korintherbrief neu interpretiert und sich dabei (ohne es zu wollen) weit vom dort vertretenen Standpunkt entfernt. Der Verfasser sei von einer »Minderwertigkeit der Frau« ausgegangen. Er hielt sie für sexuell und theologisch besonders leicht verführbar. Daher verlangte er von ihr »totale Unterordnung« unter den Mann. Er verbot ihr nicht nur das Lehren, sondern reduzierte sie durch einen Gebärzwang auf ihre Gebärmutter und erklärte »den Vollzug der Ehe ... zu einem (die Frau) rettenden Geschehen« (366). Letztlich habe dieser Pseudo-Paulus der Frau auch »keine wirklich eigenständige personale Identität« zugestanden (369). Der anonyme Verfasser der Pastoralbriefe habe zwar vielfach an Formulierungen des echten Paulus angeknüpft, insgesamt jedoch eine zutiefst unpaulinische Lehre über Mann und Frau propagiert (375).

Nun ist 1 Tim 2,9-15 zugegebenermaßen ein schwieriger und anstößiger Text. Und man darf ihn nicht abschwächen, um ihn akzeptabler klingen zu lassen. Man sollte ihn aber andererseits auch nicht zu einem frauenfeindlichen Ungetüm machen, indem man ihn Dinge sagen läßt, die er beim besten Willen nicht hergibt. Einleitend hatte M. beklagt, speziell die Argumente evangelikaler Exegeten zu 1 Tim 2,9-15 seien »z.T. abstrus« und bestimmten Vorurteilen verhaftet (268-269). Diese kritische Anfrage ist sicher notwendig. Sie ist von nicht-evangelikalen und speziell feministischen Exegetinnen aber immer auch selbstkritisch an ihren eigenen Umgang mit den neutestamentlichen Texten zu richten. Sonst läge hier ein klarer Fall von Mt 7,3 vor. Und entfernt sich M. nicht wesentlich weiter vom Wortlaut der Pastoralbriefe als die von ihr herangezogenen evangelikalen Neutestamentler? Eine wesentlich überzeugendere Interpretation (und Kontextualisierung) als M. bietet z.B. John Stott in seinem Kommentar.

Konsequent ist es, wenn M. abschließend fordert, die unpaulinischen Aussagen der Pastoralbriefe nicht einfach zu übernehmen, sondern sie »kritisch an Paulus als ihrer selbstgewählten Norm« zu messen (387). Allerdings hält M. auch die in den unbestrittenen echten Paulinen getroffenen Aussagen über Mann und Frau teilweise für »argumentativ mißglückt« bzw. widersprüchlich (340-342). An welcher Norm soll man eigentlich diese angeblichen theologischen Fehlleistungen des echten Paulus messen? Diese Diskussion liegt zwar außerhalb des von M. in ihrer Dissertation bearbeiteten Gebiets, drängt sich dem Leser aber auf den letzten Seiten ihrer Untersuchung auf.

Armin D. Baum